
Dieter Schiller

Tucholsky und der »Jahrhundertkerl Heine«¹

Zum Start einer gemeinsam geplanten Monatschrift² wünschte Siegfried Jacobsohn im September 1926 von Tucholsky den Entwurf für die erste programmatische Seite. Darüberhinaus aber – heißt es dann in Jacobsohns Brief weiter – rate er ihm, einen Artikel mit dem Titel »Der Jahrhundertkerl Heine« zu schreiben. Pompös und ausgiebig sollte dieser Artikel sein, denn es lasse sich darin »wunderschön alles sagen, was wir von der Gegenwart und Zukunft fordern«.³ Jacobsohn sah in einem solchen Artikel Tucholskys »die Hauptsache« für die erste Nummer dieser neuen Zeitschrift,⁴ die – vorläufig – als »Das Jahrhundert« angekündigt werden sollte.⁵

Der Vorschlag war nicht neu, denn schon ein Jahr zuvor hatte Jacobsohn seinem Freund und Autor nahegelegt, er solle doch »in einem ganz großen, ganz ernsten Aufsatz den Politiker Heine neu entdecken«. Auch das bewundernd-derbe Wort vom »Jahrhundertkerl« Heinrich Heine findet sich bereits hier. Das folgende Jahrhundert, das 20., meint Jacobsohn, habe – zumindest in seinem ersten Viertel – seinesgleichen nicht hervorgebracht.⁶ Der politische Heine wird also von Jacobsohn akzentuiert, ja, eine aktuelle Charakteristik seiner Vorstellungen geradezu als eine Neuentdeckung betrachtet. Wie weit das zutrifft, sei dahingestellt – um ein zeitgemäßes Verständnis des Schriftstellers Heine bemühten sich damals auch andere.⁷ Entscheidend ist, daß es Jacobsohn dabei um Heine als eine programmatische Leitfigur ging, er hoffte – wie es in einem anderen Brief an Tucholsky heißt – auf »seinen Hymnus auf Heine, der Dir und mir aus dem Innersten käme«.⁸

Mit großer Selbstverständlichkeit geht Jacobsohn also nicht nur davon aus, daß Tucholsky und er in der Sache eines Sinnes sind, sondern er setzt auch die nötige literaturgeschichtliche Materialkenntnis bei seinem wichtigsten Mitarbeiter voraus. Tatsächlich muß sich der belesene und mit den »Klassikern« der deutschen Literatur wohlvertraute Tucholsky auch in Heines Werken recht gut auskennen haben. Sicher, wenn er beiläufig Heines Feuilleton über den Geiger Niccolò Paganini⁹ erwähnt, muß das nicht heißen, daß er es bereits kannte, als er ein Buch über Paganini besprach. Aber eben diese Besprechung aus dem Jahr 1914 belegt den Fleiß des Rezensenten, der eine ganze Reihe von Büchern zum Thema las, darunter auch Heinrich Heines Berichte über das Pariser Musikleben. Denn er hat aus seiner Rezension einen Essay gemacht, in dem er dem Phänomen

Paganini auf die Spur kommen wollte, einem Virtuosen, dessen Erscheinen einmal »das Fanal, das Feuerzeichen einer ganzen Generation«¹⁰ gewesen war und ein frühes Musterbeispiel darstellte für die systematische Vermarktung eines außerordentlichen Talents. Wie man sieht, war das eine hochaktuelle kulturgeschichtliche Thematik.

Auch daß Tucholsky im Jahr 1923 die Passage über das Rathaus zu Goslar aus der *Harzreise* als Motto einer Prosaskizze zitiert,¹¹ wäre an sich nichts sonderlich Erwähnenswertes gewesen. Damals gehörte dieser wohl bekannteste Prosatext von Heine – ob akzeptiert oder verketzert – durchaus zum normalen Bildungskanon. Doch geht es Tucholsky in seinem Text *Kleine Reise 1923* keineswegs nur um eine beiläufige Zitierung. Kaum verhüllt wird hier vielmehr die Situation des Autors Tucholsky selbst reflektiert, die niederschmetternde Bilanz dieses Krisenjahrs der Weimarer Republik mit Inflation, Ruhrbesetzung, Reichsexekution in Thüringen und Sachsen, verfehlten linken Aufstandsversuchen und schließlich dem Hitlerputsch in München. Am Weihnachtsabend in Goslar angekommen, sieht der Autor – der sich in der Maske eines Graf Koks darstellt – einen Industriellen, welcher seine Tarifverhandlungen durch die Reichswehr hat führen lassen und nun zufrieden das Weihnachtsfest feiert, als wäre nichts besonderes geschehen. Wie dieser feiert auch ein Offizier der solcherart hilfreichen Reichswehr, der für die von den Besatzern gefangenen Brüder an der Ruhr gefochten hat und zugleich die rebellischen Brüder in Thüringen in Schutzhaft sperrte – und dafür vom Reichskanzler sogar noch beglückwünscht wurde. Was Wunder, daß der Autor an diesem Deutschland verzweifelt, daß er ins Ausland gehen will, um einen klaren Kopf zu bekommen, um Übersicht und Festigkeit wiederzuerlangen. Denn – so meint er – in Deutschland bleibe gegenwärtig »über diese Sozialdemokratie, über Industriegelagerer, Städteauhungerer und Schutzhaftgenerale, über den Bürgerpräsidenten Louis Philippe Ebert, über Radeks sitzengebliebene Zöglinge« – das heißt die Kommunisten – »und Bayerns Ehrenwortfabrikanten« – also Hitler und Konsorten – »nur eines: Schweigen«.¹² Das scheinbar so konventionelle Motto verweist also in Wirklichkeit auf den Heine *nach der Harzreise*, auf den politischen Emigranten und Berichterstatter der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* aus Frankreich, dem Tucholsky es nachtun möchte. Wie man weiß, hat der »Brother« Jacobsohn seinen Freund und Mitarbeiter verstanden und ihm den Aufenthalt in Paris als Korrespondent der *Weltbühne* ermöglicht.

Nun heißt das freilich nicht, daß Tucholskys Schriftstellerei unter dem Stern Heinrich Heines begonnen hätte, so sehr das sein respektloser, flotter und frecher Ton, seine Neigung zu Ironie und Satire sowie das eigenartige Amalgam von feuilletonistischer Schreibweise und poetischer Weltsicht, von Journalismus, Essayismus und Dichtung,¹³ könnte vermuten lassen. Wer den Katalog zur Tucholsky-Ausstellung in Marbach von 1990 durchgeblättert hat,¹⁴ weiß, daß in Tucholskys frühen Texten »der alte heilige Raabe« eine weit gewichtigere und

nachhaltigere Rolle spielt als Heine, der – soweit ich sehe – da gar nicht vorkommt. Raabe wird gegen die völkischen Ideen vom Rembrandt-Deutschen und die leeren Begriffe einer erhabenen »Universalweltanschauung« gesetzt, die sich idealistisch gibt und doch nur den Alltag und den Ernst des Lebens verfehlt.¹⁵ Und wenn der Tucholsky dieser frühen Jahre darüber nachdenkt, was Humor sei, zitiert er Arthur Schopenhauer.¹⁶ Auch später beruft er sich immer wieder auf diesen Philosophen, weil er in ihm den »weisesten aller Menschen«¹⁷ sieht. Daß der auch von Sprache, Stil und Schriftstellerei etwas verstand, hat seinen Teil zu dieser Wertschätzung beigetragen.

Unter den Schriftstellern, die für ihn offenbar Orientierungsgrößen darstellten, nennt Tucholsky vor allem Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Gottfried Keller und Theodor Fontane. Nicht, daß sie für ihn literarische Vorbilder im engeren Sinne gewesen wären, aber sie wirkten auf ihn und seinesgleichen als Verkörperungen eines humanen Maßstabs gegenüber der Gegenwart. Wenn wir sie lasen, heißt es in einem Text von 1919, »so bemerkten wir, l. . . I wie wenig doch das neue Deutschland noch mit diesem vergangenen guten da zu tun hatte: die alten Herren erzählten von Zügen feinsten Menschlichkeit, und über den staubigen Asphalt der Gegenwart kullerten wild gewordene Petroleumschieber und solche, die es werden wollen.«¹⁸ Im gleichen Jahr stellt Tucholsky Theodor Fontane – aus Anlaß seines 100. Geburtstags – als »Symbol seiner Zeit« vor seine Leser hin. »Er lebte dahin,« – heißt es da – »wohl wissend, daß alles gedrückt und klein war um ihn l. . . I. Er lebte und lächelte leise, wenn er merkte, daß ein ordensbedeckter Kanzlist der alten Schule ihm bei Festlichkeiten vorgezogen wurde. Er lächelte, aber es war ein seltsam trauriges Lächeln. Denn er gehörte zu diesen unglückseligen Naturen, die auf der bösen Kippe stehen: auf dem schmalen Grenzseil zwischen Literatur und Leben.«¹⁹ Das hat den Jüngeren, den Mann einer späteren Generation, offenbar stark berührt. Bis zum Kriege, schreibt er, glitt – einem Induktionsstrom gleich – »durch unsere Herzen derselbe Takt des Blutes, wenn wir ihn lasen l. . . I.«²⁰ Doch sei diese Zeit nun vorbei und der alte Fontane in Wahrheit am 1. August 1914 gestorben, mit der Entfesselung des Ersten Weltkrieges, nicht aber im September 1898, seinem biographischen Todestag.

Die Romane dieses »märkischen Goethe« findet Tucholsky freilich leicht angestaubt, in der literarischen Technik wie in der Anschauung von Gut und Böse. »Wir denken anders,« – betont er – »wir werten anders, wir fühlen anders und wir urteilen anders. Und ein solcher Riesenkerl, daß er uns das vergessen machen könnte, war Fontane nicht.«²¹ Das heißt nun aber umgekehrt, ein »Riesenkerl« müsse sein, wer eben diesen Bruch des Zeitalters und der Generationen vergessen machen kann. Damit wird der Bogen geschlagen, zurück zu Jacobsohns Wort vom »Jahrhundertkerl«, das bei Tucholsky in den folgenden Jahren zum ständigen Signum Heinrich Heines wird.²² Ein »Kerl« – verrät uns Kluges *Etymologisches Wörterbuch* – bedeutete ursprünglich einmal: »freier Mann nicht ritterli-

chen Standes«, aber auch »Mann und Ehemann«.²³ In neuerer Zeit betont dieses Wort – soweit nicht als abwertender Vulgarismus gebraucht – Eigenständigkeit, Kraft, eine gewisse Ausstrahlung und nicht zuletzt Selbstbewußtsein, vor allem gegenüber einschränkender moralischer Normierung und dem Anspruch öffentlicher Autoritäten. Bei Tucholsky kommt noch eine besondere Nuance hinzu, nachzulesen in der Charakteristik des sozialdemokratischen Parteiführers August Bebel. Ein »Kerl« sei der gewesen, »von oben bis unten in allen Geschäften und Theorien des politischen Lebens erfahren«²⁴ und eben deshalb weit entfernt von allem Verbalradikalismus. Ein Politiker mit Bodenhaftung, könnte man im heutigen Sprachgebrauch sagen, ein Volksführer mit persönlicher Autorität, mit Augenmaß und Weitsicht. Das ist – 1920 geschrieben – eine deutliche Abgrenzung Tucholskys vom zeittypischen Linksradikalismus. Doch diesem Aspekt will ich hier nicht weiter nachgehen – wesentlich ist mir an dieser Stelle vielmehr, daß ein »Kerl« in einem solchen Sinne durchaus Züge eines öffentlichen Leitbildes, eines personifizierten Gegenentwurfs zu aktuellen Verhältnissen tragen kann.

Den von Jacobsohn angeforderten Artikel zu Heine hat Tucholsky nie geschrieben. Das ist zunächst leicht begreiflich, denn als der Herausgeber der *Weltbühne* am 3. Dezember 1926 plötzlich starb, war nicht nur der Plan einer Monatschrift gegenstandslos geworden, auch der Zwang, den Fortbestand des »Blättchens« – der *Weltbühne* – zu sichern, rückte ganz andere Aspekte in den Vordergrund.²⁵ Verwunderlich ist aber, daß Tucholsky – ein unbestrittener Meister der feuilletonistischen Buchkritik und der ebenso spitzzüngigen wie scharfsichtigen Schriftstellercharakteristik – auch später niemals einen zusammenhängenden Text zu Heine geschrieben hat. Mit Distanz hat das nichts zu tun, denn wenn Fontane für ihn ein »Symbol seiner Zeit«²⁶ war, das heißt eben einer vergangenen Zeit, der Zeit Fontanes, dann war Heine ein »Riesenkerl«, ja sogar ein »Jahrhundertkerl«. Nehmen wir diesen Gedankengang ernst, dann heißt das: In Tucholskys Sicht war Heine einer, dessen Zeit nicht vorbei ist, der mit seinem Werk den Zivilisationsbruch des Weltkrieges überstanden hat und in die aktuelle Gegenwart ragt. Vielleicht war es eben das, was Tucholsky nun wiederum hinderte, am Beispiel Heines das eigene Programm für Gegenwart und Zukunft zu formulieren. Als Figur der Literaturgeschichte behandelt, mochte ihm Heine zu schade sein. Tucholsky hat das übrigens ziemlich eindeutig ausgesprochen.

Im *Pyrenäenbuch* von 1927, das dem Andenken Siegfried Jacobsohns gewidmet ist, findet sich scheinbar ein passant, aber – als einzige Stelle dieser Art – für den Leser besonders auffällig gemacht, eine Passage, die wie eine späte Antwort auf Jacobsohns Anforderung wirkt. Man kann dieses Buch einer Reise durch die Pyrenäen auf dem Hintergrund der Reisebilder Heines lesen und soll es wohl sogar – anders wäre das ironische Spiel des Autors mit den ersten Versen aus dem *Atta Troll*²⁷ kaum zu verstehen. Dort wird das französische Städtchen Cauterets erwähnt, eben der Ort, den der Autor Tucholsky gerade besucht. Der gebildete

Leser – heißt es nun – mag das einschlägige Zitat an dieser Stelle des Reiseberichts erwarten, weil es ihm schmeichelt, schon vor dem Schreiber gewußt zu haben, was sich hier zu zitieren gehört – eben deshalb sei es aber überflüssig. Wer das Zitat aber nicht kennt, dem sage es nichts, und es wäre besser, er würde zum Original greifen, die *Reisebilder* Heines lesen oder seine Berichte aus Paris. Der ironische Scherz um das Zitat – das natürlich dennoch vorkommt – ist die Eselsbrücke zum Eigentlichen, zum Verweis auf Heines große journalistische Prosa in *Französische Zustände*²⁸ und *Lutetia*²⁹. In diesen Berichten – heißt es nun ganz ernsthaft und fast ungehemmt apologetisch – zeige sich Heine als ein »Jahrhundertkerl seltenen Formats«, als ein »Prophet« und ein »Allesüberschauer«.³⁰ Dem Publizisten, gerade auch dem politischen Publizisten Heine wird hier eine geradezu singuläre Stellung in der deutschen Geistesgeschichte zugewiesen, freilich bewegt sich auch er – um das Wort über Fontane noch einmal aufzugreifen – auf dem »schmalen Grenzseil zwischen Literatur und Leben«.³¹

Vergessen wir nicht, Tucholsky war durchaus der Meinung, daß Klassiker veralten – ja er betrachtete das sogar als einen Teil ihres Reizes. Die klassischen Stücke – in der hier zitierten Betrachtung ist von Corneille die Rede – seien alt, aber mit einer Nation alt geworden. Die Gefahr liege nun darin, die Klassiker auf jede Zeit anzuwenden, wie ein Kochrezept. Der tote Meister liege im Sarg, während oben auf der Erde die Umwelt erfährt, »was der tote Trottel eigentlich gemeint hat«. Was da lebendig bleibt, sei nicht das klassische Werk, sondern nur sein Modernisierungsversuch.³² Es scheint, als habe Tucholsky in seinen früheren Jahren auch Heine eher unter solchen Aspekten der Vergänglichkeit betrachtet. In seinem Essay über *Politische Satire* von 1919 schreibt er, es gebe zwar Satiriker großen Formats, die ihren Gegner überdauern, ja diesem Gegner sogar das Überleben sichern, weil sie selber lebendig bleiben. Doch werde er – Tucholsky – das Mißtrauen nicht los, der Ehrentitel »großer Satiriker« werde erst den toten Satirikern zuteil. Deshalb sehe man heute dem Kampf Heines mit den zweiunddreißig Monarchien schadenfroh und mit dem erbaulichen Gefühl zu, dem »Spießler von anno tubak« überlegen zu sein. Das ist natürlich nicht als Abwertung der Satire gemeint, weder der vergangenen noch der gegenwärtigen. Der Satiriker, schreibt Tucholsky, könne nicht wägen, er müsse schlagen, und wenn er ein Kerl ist, werde er schließlich doch zutiefst und zuletzt das Wahre treffen.³³ Daß Heine ein solcher »Kerl« war, stand dabei außer Frage – aber auch, daß er tot war und daß er landläufig, wenn auch umkämpft wie ehemals, den Ehrentitel des »großen Satirikers« trug.

Ich interpretiere das so, daß sich Tucholskys Beziehung zur Persönlichkeit und zum Werk Heinrich Heines in den Nachkriegsjahren verändert hat. Es ist, als habe er jetzt die Besorgnis gespürt, mit irgendwelchen detaillierten Interpretationen oder Versuchen, die Charakteristik Heines und seiner Werke für die Darlegung eigener Forderungen an die Gegenwart und Zukunft zu nutzen, wider Wil-

len zu Modernisierungsversuchen der erwähnten Art beizutragen. Die wuchtige Formel vom »Jahrhundertkerl« soll sich den Lesern einprägen, sie betont – gerade in ihrer wiederholten Benutzung – sehr nachdrücklich, hier solle nicht analysiert werden, sondern eine integrale Erscheinung in ihrer höchst gegenwärtigen Wirkungskraft wahrgenommen werden. Gesagt wird das im *Pyrenäenbuch* auf gut Tucholskisch: »Man müßte wirklich mal abends den Heine wieder heraussuchen. . .! Ja, man müßte wirklich einmal.«³⁴

Ob er sich dann selber daran gehalten hat, kann ich schwer abschätzen. Der angehende Pariser Korrespondent Tucholsky dürfte sich freilich für die Arbeit seines großen Vorgängers schon aus handwerklichen Gründen besonders interessiert haben, ganz zu schweigen von dem – bei aller historischen Distanz – gemeinsamen Anliegen, der Verständigung zwischen Franzosen und Deutschen zu dienen, den Eisenfressern auf beiden Seiten entgegenzutreten und, nicht zuletzt, beiden Völkern den Spiegel vorzuhalten. Daß der deutsche Spiegel da beträchtlich häßlichere Züge aufwies, braucht nicht sonderlich hervorgehoben zu werden. Doch wie sehr auch Tucholsky sich im »Innersten«³⁵ mit Heine und seinem Erbe für die Gegenwart verbunden fühlen mochte, direkte Bezüge auf den »Jahrhundertkerl« sind in seinen Schriften nicht sehr zahlreich.

In Tucholskys Sicht auf Heinrich Heine dominieren eindeutig die großen Prosaschriften, die *Französischen Zustände*, *Über Deutschland* und die *Lutetia*. Schon in seinem Bericht über die Erfahrungen einer Reise in die deutsche Provinz aus dem Jahr 1920 wird das erkennbar. Der Umsturz von November 1918, heißt es da, »die Revolution, oder was die Deutschen so nennen«, gelte in den kleinen Mittelstädten nicht, dieser Umsturz sei im Grunde kaum über Berlin hinausgekommen. Um Berlin sei ihm – also Tucholsky – nicht bange, aber überall, wo nicht Arbeiter das politische Übergewicht haben, regiere der Bürger in seiner übelsten Gestalt, der Offizier alten Stils und der Beamte des alten Regimes. Man gebe sich vielleicht liberal oder gar demokratisch, solange es dem Geldbeutel nicht weh tut. An den Stammtischen aber – meint der kritische Beobachter – würde jeder gelernte Bolschewik erröten, wenn er hörte, mit welcher Unbedenklichkeit man hier am liebsten Scheidemann, Crispian und Ebert – die Sozialdemokraten in der Regierung also – an die Wand stellen möchte. Hier in der Provinz verabscheue man Berlin, sabotiere man die Gesetze der Republik und bilde eine eiserne Mauer gegen jede Wandlung. Merkwürdig sei an diesem Lande – verallgemeinert der Autor –, daß man mit der Denkkraft des Philosophen Kant sogar den lieben Gott außer Kraft gesetzt habe, in Wahrheit aber, wenn es zum Klappen kommt, der Feldwebel mit seiner Knute regiere.³⁶ Schon Heine habe das gewußt, schreibt Tucholsky, und zieht damit den Bogen zu dessen großem Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*.³⁷

Dieser nüchterne Verweis auf eines der zentralen Motive in Heines Deutschlandbild stellt ohne viele Erörterungen die politische Realerfahrung des Jahres

1920 in einen großen geschichtlichen Zusammenhang. Tucholsky gibt seinen Lesern ein Deutungsmuster der deutschen Zustände vor, das zugleich kenntlich machen soll, wo der Archimedische Punkt zu suchen wäre, von dem aus diese Provinzwelt aus den Angeln gehoben werden kann und muß, um der Demokratie und der Republik in Deutschland eine reale Chance zu geben. In diesem Text geht er sogar weiter als gewöhnlich, wenn er mit tiefem Solidaritätsgefühl auf die schwierige Lage der sozialistischen Parteiarbeiter in einem solchen, von Kastenvorurteilen geprägten Milieu zu sprechen kommt, auf ihr Bemühen, auch hier aufklärend zu wirken, trotz alledem. Daß er bald skeptischer auf solche Bemühungen blicken wird, steht auf einem andern Blatt.

Übrigens zitiert Tucholsky oft aus dem Gedächtnis, auf den Sinn, nicht auf den Wortlaut konzentriert. Der zitierte Gedanke Heines aus der Betrachtung über die deutsche Provinz taucht wenig später in einem rezensorischen Essay wieder auf, der sich mit dem Ende der deutschen Revolution beschäftigt.³⁸ Jede Kollektivität – auch der Bolschewismus – töte den Geist ab, heißt es da. Besonders die Deutschen seien ihrer Maschinerie, ihrer Organisation untertan, und deshalb könnten Parteien keine Lösungen der gesellschaftlichen Krise bieten, auch die sozialistische nicht. Dennoch dürfe man ihr aber nicht den Rücken kehren, müsse man bei der Stange bleiben, auch wenn das Herz nicht immer will, was der Verstand befiehlt. Schon Heine – heißt es nun in einer charakteristischen Variante – sei der Meinung gewesen, »Kant habe zwar den lieben Gott abgeschafft, aber in deutschen Landen herrsche der Polizeiknüttel«. Was also tun, wenn die Kommune groß und die Verfassung weit ist? Tucholskys Antwort lautet: Es sei an uns, – denen also, die bei der Stange bleiben, – den »allenfalls geduldeten platonischen Ideen zur Wirklichkeit zu verhelfen«, und zwar durch bescheidene Reformen, die »in kleinem Kreise anfangen« müssen, »wenn sie sich durchsetzen wollen«.³⁹

Wieder bezeichnet der Verweis auf Heine einen historischen Widerspruch der Entwicklung in Deutschland und eine epochale Aufgabe. Aber von Jacobsohns Vorstellung, im Medium der politischen Vorstellungen Heines die eigenen Forderungen an Gegenwart und Zukunft zu artikulieren,⁴⁰ ist Tucholsky auch hier weit entfernt. Er blieb es sogar in den folgenden Jahren, in denen sich seine Haltung notgedrungen radikalisierte, man könnte sagen, sich den Positionen des politischen Heine annäherte. Er, der seine Leser elegant und mit leichter Hand über Bücher und Autoren zu informieren verstand und dabei nie versäumte, seine persönliche Wertung einfließen zu lassen, hat, wie schon erwähnt, keinen Versuch gemacht, die von ihm so hoch geschätzten Werke Heines ausführlich zu kommentieren oder dessen Ideen nachzuzeichnen. Es sind wenige Stellen aus Heines Schriften, die er akzentuiert hervorhebt, stark verknüpft, aber doch so, daß ihr Hintergrund durchscheint. Literaturangaben macht er selten oder nur sehr allgemein, der Leser soll – so scheint mir – nicht durch Bildungshuberei vom Kern der Sache abgelenkt werden.

Es ist – beispielsweise – auffällig, daß Heine von Tucholsky nicht in den Kontext der literarischen Vormärzbewegung gestellt wird. Dabei kannte er Georg Herwegh immerhin so gut, daß er mehrfach Gedichtzeilen höchst zustimmend zitiert (»Die Wacht am Rhein wird nicht genügen./Der schlimmste Feind steht an der Spree.«⁴¹). Er weiß zu würdigen, daß dieser Dichter als einziger das Hurraspiel der chauvinistischen Literatur nach dem Sieg über Frankreich im Jahr 1871 nicht mitgespielt und prophetisch vorausgesehen hatte, was dieser Sieg zu bedeuten haben würde.⁴² Weder Heines witzige Polemik gegen die »eiserne Lerche«⁴³ noch sein fataler Streit mit Börne⁴⁴ werden thematisiert. Im Gegenteil, die meines Wissens einzige Stelle, an der Heine und Börne zusammen genannt werden, verweist auf ihren gemeinsamen Kampf gegen die politische Zensur, ohne daß dabei mehr erörtert wird als der Wechsel vom Rotstift des literarischen Zensors der Vormärzzeit zur Schere des gegenwärtigen Filmzensors der Republik von Weimar.⁴⁵

Der singuläre Heine, der »Jahrhundertkerk« ist es, den Tucholsky immer wieder ins Licht stellt. Natürlich finden sich hin und wieder auch eher periphere Nennungen Heines, so in der Skizze über *Das konservative Paris* mit dem Zitat über das neue Berlin⁴⁶ oder in einer rezensorischen Studie über »geniale Syphilitiker« – sie läuft auf die Forderung hinaus, wer über Heines Krankheit schreiben will, müsse zumindest das medizinische und das dichterische Material genau kennen.⁴⁷ Hier ließe sich auch die zornige Zurückweisung falscher Berufungen auf Heine bei Carl Sternheim⁴⁸ und Mynona/Friedländer⁴⁹ nennen, die in unserem Zusammenhang nur insofern Interesse verdient, als sie darauf zielt, eine unangemessene Verschiebung der literarischen Größenordnungen wieder zurechtzurücken, die zum Zwecke der Selbstinszenierung oder der kommerziellen Werbung durch Autoren oder Verlage vorgenommen worden war.

Als – bei aller Randständigkeit – substantieller erweist sich bei näherem Hinsehen das berühmte »Blamier mich nicht«⁵⁰ Heines in Tucholskys *Briefen an einen Fuchsmajor*.⁵¹ Denn hier wird Heines Vers keineswegs vom polemischen Essayisten Tucholsky gegen das antirepublikanische Waffenstudententum ins Spiel gebracht, sondern von einem Lobredner der reaktionären studentischen Korporationen mit antisemitischem Unterton als »zynische Gemeinheit« denunziert. Eine Auseinandersetzung damit lohnt natürlich nicht, worum es dem Kritiker Tucholsky geht, das ist, die Gesinnung und Geisteshaltung auszustellen, aus der heraus angeblich unpolitische Studenten bei Mechterstedt Arbeiter ermordet haben, ohne bestraft zu werden. Daß diese Studenten einmal Richter sein werden in Deutschland, daß kein Gegenzug sie in Schach hält,⁵² das ist der sehr reale Alptraum, der hier vorgeführt wird. Da ist es schon von Interesse – mag ein nachdenklicher Leser assoziieren – daß in ihrer Kaste gerade der Dichter als Zyniker dezidiert an den Pranger gestellt werden soll, der zuerst solche Alpträume niedergeschrieben hat.

Mag sein, ich habe hier die Bedeutung dieses einen Zitats *über* Heine aus einer obskuren Schrift überinterpretiert. Sicher ist aber, daß seit Mitte der zwanziger Jahre das vorausschauende Moment für Tucholskys Bild von Heine bestimmend wird, und daß dabei der warnende Aspekt, die Mahnung an den französischen Nachbarn in den Vordergrund tritt, auf der Hut zu sein vor dem ungebrochenen Revanchegeist der Militaristen, Chauvinisten und aller industriellen und agrarischen Kriegsinteressenten in Deutschland. Charakteristischerweise ist es der Bericht über eine Sitzung der Académie Française im Jahr 1928, in der sich das wichtigste Zeugnis dafür findet. Nicht der Berichterstatter Tucholsky ist es, der hier von sich aus auf Heine verweist, sondern der französische Redner zitiert zur Überraschung des deutschen Zuhörers »eine jener merkwürdigen, fast visionären Prophezeihungen, wie sie dieser Jahrhundertkerl in seinen pariser Jahren so oft geschrieben hat.« Es ist – schreibt Tucholsky weiter – »eine, in der er [Heine] die kommenden Völkerkatastrophen voraussieht und den Franzosen zuruft, daß unter den Göttern des Olymp eine Göttin war, die stets – auch während der Feste – den Helm aufbehielt: Pallas Athene«. Und dann ein echt Heinescher Zusatz: »Es war die Göttin der Weisheit.«⁵³ Soweit das Zitat. Man braucht diesmal nicht lange zu rätseln, es ist der berühmte Schluß des großen Essays über Religion und Philosophie in Deutschland, der hier zitiert wird.⁵⁴ Auch hier hat sich Tucholsky nicht darum geschert, ob der Text des Zitats der deutschen Fassung entspricht, sondern aus dem Französischen übersetzt. Die Authentizität, um die es ihm ging, war die der Rede des Franzosen. Deshalb mag es auch hingehen, wenn Tucholsky hier völlig unerörtert läßt, daß die »visionären Prophezeihungen« Heines – also seine Warnung an die Franzosen – sich auf ein »befreites Deutschland« und seinen »Übermut des Freiheitsrausches« bezogen.⁵⁵ Immerhin, wenn der französische Redner vom Krieg und von der Entschlossenheit der Politiker spricht, Opfer zu bringen, kann sich der deutsche Berichterstatter die Frage nicht verkneifen, wen sie opfern wollen. Und er gibt auch gleich die Antwort: »Den Sergeanten Grischa, den Soldaten Suhren und die unbekanntenen Soldaten aller Armeen – !«⁵⁶ Übrigens, das sei gleich angemerkt, wußte Tucholsky um die Einseitigkeit seiner Interpretation dieser Stelle von der Göttin der Weisheit. Denn fast zur gleichen Zeit können wir in einem seiner Briefe lesen, Heine habe in einem Artikel geschrieben, wenn Frankreich eine Republik sei und Deutschland auch, würden »die deutschen Demokraten die französischen Demokraten übers Ohr hauen«. Und er setzt – fast konnte man es erwarten – hinzu: »Er war eben ein Jahrhundertkerl.«⁵⁷

Ich muß zum Schluß kommen und versage mir eine ausführliche Betrachtung über den Brief an Hedwig Müller vom Oktober 1933, der kurz und knapp auf Heines *Lutetia*, erster Teil, Kapitel IX verweist – zum Beweis, »wie es im Leben sich nie ändert.«⁵⁸ Dieses Kapitel berichtet vom Martyrium der Damaszener Juden, die dem Vorwurf des Ritualmords ausgesetzt waren, und den emanzipierten Juden von Paris, die für ihre unglücklichen und verfolgten Glaubensbrüder kei-

neswegs zu Geldopfern neigten – denn wie bei den übrigen Franzosen sei auch für sie »das Gold der Gott des Tages und die Industrie [. . .] die herrschende Religion«.59 Die beteiligten Faktoren – notiert Tucholsky resignierend – seien immer so gewesen und würden immer so bleiben. Was er weiter zu sagen hatte zum jüdischen Thema, hat er nicht mehr an den Rekurs auf Heine geknüpft. Aber – halten wir das noch einmal fest – was Heine geschrieben hatte, konnte Tucholsky mühelos abrufen, als die bittere Realität der nationalsozialistischen Judenverfolgung ihn dazu drängte. Auch das ist ein letzter Beleg für seine intime Vertrautheit mit Heines Schriften.

Die Zeitgenossen Tucholskys – ich will das keineswegs verschweigen oder in Frage stellen – haben vielfach wesentlich andere Beziehungen zwischen Heine und ihm hergestellt als die, welchen ich hier nachzugehen versucht habe. In einem rezensorischen Feuilleton-Text von 1929 hat er selber darauf aufmerksam gemacht. Die Betrachtung gilt einer Anthologie sogenannter Bänkellyrik,⁶⁰ einer unterhaltenden, humoristischen, ironischen, parodistischen oder auch bescheiden satirischen Lyrik der kleinen Form. Das Genre sei nicht groß, meint Tuscholsky, der selber einer der Autoren des Bandes war, nur sechs oder acht Leute beschäftigten sich damit. Das aber verführe die Kritiker, sie alle ausnahmslos mit Heine zu vergleichen, einem Meister auch dieser Art von Gedichten. Doch man tue weder Herrn Erich Kästner noch Herrn Theobald Tiger – das war bekanntlich das Pseudonym des Lyrikers Tucholsky⁶¹ – keinen Gefallen mit einem solchen Vergleich, weil das Größenverhältnis nicht stimme. Diese beiden – sie sind damit als die wichtigsten hervorgehoben – seien Talente, Heinrich Heine aber »ein Jahrhundertkerl«, einer, »der das Schwert und die Flamme gewesen ist, eine Flamme, die bis zu Nietzsche hin aufloderte«.62 Die Gesellen mit dem Meister zu vergleichen sei ein Zeichen literarischer Unbildung. Immerhin, Gesellen sind sie, haben vom überragenden Meister gelernt. Welche Wirkung der lyrische »Jahrhundertkerl« tatsächlich auf die »Gesellen« ausgeübt hat, der Dichter Heine, der »den Schmerz und die Todesahnung, die Wut und den Haß, die Liebe zur Heimat und den Abscheu vor dem Vaterland in Versen gesagt hat«⁶³ – das ist ein anderes Thema. Vielleicht – denke ich – sogar ein weit fesselnderes als das hier von mir erörterte.

Anmerkungen

1 Vortrag vor der Kurt Tucholsky-Gesellschaft im Hause des Heinrich Heine-Instituts Düsseldorf am 16. Oktober 2004.

2 Vgl. Stefanie Oswald: *Siegfried Jacobsohn. Ein Leben für die Weltbühne*, 2., korrigierte Aufl., Gerlingen 2001, S. 202. – Vgl. auch Helga Bemann: *Kurt Tucholsky. Ein Lebensbild*, Berlin 1990, S. 285 ff.

3 Siegfried Jacobsohn: *Briefe an Kurt Tucholsky 1915-1926*, hg. von Richard von Soldenhoff, München-Hamburg 1989, S. 446 f.

- 4 Ebd., S. 460.
- 5 Erwogen wurden auch die Titel »Der Horizont«, »Die Gesamtheit« und »Der Kreis«. Vgl. Oswald: *Siegfried Jacobsohn*, S. 202.
- 6 Jacobsohn: *Briefe an Kurt Tucholsky*, S. 328.
- 7 Zum Beispiel Hermann Wendel: *Heinrich Heine. Ein Lebens- und Zeitbild*, Dresden 1916. Ludwig Marcuses Heine-Biographie ist dagegen erst kurz vor der Errichtung der nazifaschistischen Herrschaft – im Jahr 1932 – erschienen. Ludwig Marcuse: *Heinrich Heine. Ein Leben zwischen gestern und morgen*, Berlin 1931. Tucholsky kannte das Buch. Vgl. *GW* 10, S. 17.
- 8 Jacobsohn: *Briefe an Kurt Tucholsky*, S. 339.
- 9 Kurt Tucholsky: *Gesammelte Werke in 10 Bänden*, hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz (im folgenden: *GW*), Reinbek bei Hamburg 1993, Bd. 1, S. 236. – Ob die Passage über Paganini aus den *Florentinischen Nächten* (Heinrich Heine: *Sämtliche Schriften*, hg. von Klaus Briegleb, München 1997, Bd. 1, S. 574) oder spätere Erwähnungen gemeint sind, geht aus dem Kontext nicht hervor.
- 10 *GW* 1, S. 232.
- 11 *GW* 3, S. 365. – Vgl. Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 2, S. 122.
- 12 *GW* 3, S. 366, 369.
- 13 Vgl. dazu Helga Bemann: *Kurt Tucholsky - Der Dichter-Journalist*, in: Irmgard Ackemann, Klaus Hübner (Hg.): *Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick*, München 1991, S. 151 ff. – Vgl. Tucholskys Feststellung: Die Grenze zwischen Journalist, Schriftsteller, Dichter und Essayist sei mitunter schwer zu ziehen. *GW* 9, S. 109.
- 14 *Entlaufene Bürger. Kurt Tucholsky und die Seinen. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar*, Ausstellung und Katalog Jochen Meyer in Zusammenarbeit mit Antje Bonitz, Marbach am Neckar 1990, S. 13 ff.
- 15 *GW* 1, S. 265.
- 16 Kurt Tucholsky: *Deutsches Tempo (GW, Ergänzungsband 1911–1932)*, hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Reinbek bei Hamburg 1985, im folgenden *GW* E 1), S. 97.
- 17 Kurt Tucholsky: *Unser ungelebtes Leben. Briefe an Mary*, hg. von Fritz J. Raddatz, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 119.
- 18 *GW* 2, S. 115.
- 19 *GW* 2, S. 242.
- 20 Ebd.
- 21 *GW* 2, S. 241.
- 22 *GW* 5, S. 93; *GW* 6, S. 333; *GW* 7, S. 130; Kurt Tucholsky: *Ich kann nicht schreiben, ohne zu lügen. Briefe 1913 bis 1935*, hg. von Fritz J. Raddatz, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 232.
- 23 Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Elmar Seebold, 24., durchgesehene und erweiterte Aufl., Berlin–New York 2002, S. 484. – *Das Etymologische Wörterbuch des Deutschen. H-P*, erarbeitet von einem Autorenkollektiv des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft unter Leitung von Wolfgang Pfeifer, Berlin 1989, gibt die Bedeutung »Mensch, Mann, Junge«, »freier, gewöhnlicher Mann, kräftiger Mann« sowie »freier Mann ohne Rang und Adel, Ehemann, Bauer« an (S. 826).
- 24 *GW* 2, S. 426.
- 25 Michael Hepp: *Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 260 ff.
- 26 *GW* 2, S. 242.

- 27 *GW* 5, S. 93. – Vgl. Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 4, S. 497.
28 Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 3, S. 89 ff.
29 Ebd., Bd. 5, S. 217 ff. – Enthält drei Briefe »Aus den Pyrenäen« vom Juli und August 1846. Ebd., S. 519 ff.
30 *GW* 5, S. 93.
31 *GW* 2, S. 242.
32 *GW* E 1, S. 356 f.
33 *GW* 2, S. 172.
34 *GW* 5, S. 93.
35 Jacobsohn: *Briefe an Kurt Tucholsky*, S. 339.
36 *GW* 2, S. 327 ff., bes. S. 328.
37 Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 3, S. 505 ff.
38 *GW* 3, S. 73 ff. – Rezensiert wird Otto Flake: *Das Ende der Revolution*, Berlin 1921.
39 Ebd., S. 75.
40 Jacobsohn: *Briefe an Kurt Tuscholsky*, S. 327, 447.
41 *GW* 4, S. 293.
42 Ebd., S. 45. – Vgl. *GW* 3, S. 213; *GW* E 1, S. 306, 489.
43 Heinrich Heine: *An Georg Herwegh*, in: *Heinrich Heines Sämtliche Werke*, hg. von Ernst Elster, Bd. 2, Leipzig–Wien, S. 169.
44 Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 4, S. 651 ff.
45 *GW* 9, S. 213. – In einem Brief vom Januar 1931 empfiehlt er einem jungen Menschen neben Heines Prosa-Aufsätzen auch Börne – aber das sei schon ein bißchen Spezialliteratur. Tucholsky: *Ich kann nicht schreiben, ohne zu lügen* S. 108.
46 *GW* 3, S. 455.
47 *GW* 5, S. 150.
48 *GW* 4, S. 49.
49 *GW* 7, S. 286.
50 *Heinrich Heines Sämtliche Werke*, hg. von Ernst Elster, Bd. 2, S. 10.
51 *GW* 6, S. 35 ff.
52 *GW* 6, S. 39, 42.
53 *GW* 6, 333.
54 Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 3, S. 641.
55 Ebd., S. 640.
56 *GW* 6, S. 333. – Vgl. Arnold Zweig: *Der Streit um den Sergeanten Grischa*, Potsdam 1927; Georg von der Vring: *Soldat Suhren*, Berlin 1927.
57 Tucholsky: *Ich kann nicht schreiben, ohne zu lügen*, S. 232.
58 *Briefe aus dem Schweigen 1932–1935. Briefe an Nuuna*, hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Gustav Huonker, Reinbek 1997, S. 59.
59 Heine: *Sämtliche Schriften*, Bd. 5, S. 274.
60 Erich Singer (Hg.): *Das Bänkelbuch*, Wien 1920. – Vgl. dazu Bemann: *Kurt Tucholsky. Ein Lebensbild*, S. 247.
61 *GW* 5, S. 434; Hepp: *Kurt Tucholsky*, S. 78.
62 Übrigens hat Tucholsky auch Nietzsche als einen »Jahrhundertkerl« charakterisiert, der »in seiner etwas kokett betonten Einsamkeit gewaltige Prophetien niedergeschrieben« habe. *GW* 10, S. 14.
63 *GW* 7, S. 130.